

Wo der Sinn für das göttliche Geheimnis schwindet, da ist mit einer Entstellung oder zumindest mit der Banalisierung des Menschenbildes zu rechnen.

Wolfhart Pannenberg

Menschwerdung

Wenn ein Außenstehender gefragt würde nach dem zentralen Inhalt des christlichen Glaubens, könnte man mit einiger Sicherheit annehmen, daß er – und das nicht nur zur Weihnachtszeit – antworten würde, es sei die Botschaft vom menschengewordenen Gott. Wenn er seinerseits einen Christen fragen würde, was damit gemeint ist, kann man mit ähnlicher Sicherheit annehmen, daß der Befragte – und das auch zur Weihnachtszeit – in einige Verlegenheit käme. Das ist zunächst einmal gut. Denn eine geschwätzigte Antwort aus einem beflissenen Bescheidwissen heraus wäre auf eine solche „kinderschwere“ Frage keine Antwort. Wenn freilich der Befragte sich bloß in seine Verlegenheit verstrickt und schließlich nur seine Ratlosigkeit mit dem Fragenden teilen kann, ist das zwar auch eine Form von Kommunikation, Antwort ist es aber keine.

Und ist nicht tatsächlich eine Antwort unendlich schwer? Ist nicht der Zugang zum Verständnis dieser zentralen Glaubensaussage so verschüttet, daß man zu ihrem Sinn kaum mehr vorstoßen kann? Verschüttet von zwei Seiten her: auf der einen Seite von *historischen Mutmaßungen*, für die der Glaube an eine Menschwerdung Gottes gebunden ist an eine längst vergangene Zeit, die in ihren mythologischen Vorstellungen mit Göttern in Menschengestalt rechnete und die es verstand, solche Vorstellungen später in subtile philosophische und theologische Spekulationen zu übersetzen; auf der anderen Seite von dem, was man gern das *zeitgenössische Bewußtsein* nennt: ist in einer Zeit der „Gottesferne“, in der Gott – wenn überhaupt – höchstens als Frage zur Sprache kommt, die Behauptung von der Nähe Gottes und gar von seiner Menschwerdung nicht eine zusätzliche Zumutung, eine steile Gedankenkonstruktion, die den nach Gott Fragenden eher von der Frage weg als in sie hineinführt? Ist das, was uns heute zu beschäftigen hat, nicht statt der Menschwerdung Gottes die Menschwerdung des Menschen? Der patristische Satz „Gott ist Mensch geworden, damit der Mensch Gott werde“, der einmal eine ganze Epoche ins Mark getroffen hat, würde heute „auf beinahe völliges Unverständnis“ stoßen. Diese Vermutung von *Hans Küng* mag bestürzend

sein, hat aber sehr viel für sich. Sie beschreibt jedenfalls eine Ausgangslage.

Gott als Mensch

Es gibt zwei – oft beschriebene – Möglichkeiten, auf eine solche Herausforderung zu reagieren: die eine ist, sich von ihr nicht ernsthaft berühren zu lassen, den Zeitgeist unter Verweis auf seine schlimmen Folgen zu verwerfen und seine Fragen möglichst nicht an das Bekenntnis heranzulassen; die andere ist die, sich anzupassen bzw. sich geistig zu verstecken, indem man von der Voraussetzung ausgeht – *Karl Rahner* nennt sie eine törichte –, „daß glaubensmäßig nur das gesagt, verkündet und gelebt werden könne, was auch der oberflächlichste und geistig trägste Mensch noch auf den ersten Anhieb hin begreifen kann“. Man kommt nicht um den Eindruck herum, daß dieser Weg von der Verkündigung häufig gegangen wird. Wie oft erlebt man es schon, daß der Versuch gemacht wird, das zu buchstabieren, was Menschwerdung Gottes meint? Es könnte sein, daß die „feste Nahrung“, die viele Verkündiger weder sich noch den Hörern zumuten wollen, gerade das ist, was die letzteren erwarten. Es ist ja nicht ausgemacht, daß sie nur das hören wollen, was sie schon wissen, sondern auch einmal etwas, bei dem ihnen – um den bedeutenden verstorbenen Münchener Fundamentaltheologen *Gottlieb Söhngen* mit einem von ihm sehr geschätzten Wort zu zitieren – „Hören und Sehen vergeht“.

Damit ihnen das passieren kann, müssen sie allerdings so weit an das Verständnis herangeführt werden, daß sie überhaupt ins Staunen geraten können. Einer Art unvermittelten *Konfrontation* mit dem Dogma – siehe oben – dürfte das nicht gelingen. Seiner *Auslegung* in eigener Durchdringung *könnte* es zumindest gelingen. Jedenfalls wäre das der Verkündigung Gemäße dann geleistet. Nun soll beileibe nicht so getan werden, als ob *hier* das vorge-macht werden soll, was sonst nirgends geschieht. Es soll lediglich versucht werden, *Annäherungen* zu formulieren

an eine Sache, die uns ebenso fremd zu sein scheint, wie sie uns wichtig sein müßte.

Die heutige *Theologie* bietet dazu mehr Hilfe an, als von ihren Kritikern gern unterstellt wird. Wenn man die behelfsmäßige Unterscheidung übernehmen will zwischen einer „*Christologie von unten*“, die vom Menschen Jesus von Nazaret und von unseren menschlichen Erfahrungen ausgeht, und einer „*Christologie von oben*“, die gleichsam beim innergöttlichen Geheimnis der Menschwerdung Gottes selbst ansetzt, dann könnte man in der Tatsache, daß derzeit ohne Zweifel sich die erste Spielart einer größeren Verbreitung erfreut, einen Grund dafür sehen, daß der Gedanke von der Menschwerdung Gottes zu entschwinden droht. Doch eine solche Schuldzuweisung an die Theologie dürfte in diesem Fall fehlgehen (wie es überhaupt bei Schwierigkeiten der Verkündigung weniger um Schuldzuweisungen als um gemeinsame Lösungen gehen sollte). Denn es hat den Anschein, daß gerade eine Christologie, die ernst nimmt, daß Jesus ein Mensch war, „in allem uns gleich außer der Sünde“, geradewegs dazu hinführen könnte, daß man neu entdecken kann, was das „Gott war in Jesus“ meint.

Die Orientierung am historischen Jesus hat nämlich gezeigt, daß die unlösliche Verbindung mit dem, den er seinen Vater nannte, nicht erst eine nachösterliche Interpretation war, sondern das *Charakteristikum seiner Botschaft* und seines Weges. Es hat zwar Versuche gegeben, sich angesichts eines mehr oder weniger allgemeinen Agnostizismus bzw. Atheismus theologisch die Lage dadurch zu erleichtern, daß man Jesus und seine Botschaft von der Liebe von dem schwierig gewordenen Gottesglauben löste. Aber solche Versuche erwiesen sich als Fehlschlüsse. Denn: ohne sein „Abba-Verhältnis“ läßt sich Jesus von Nazaret nicht verstehen, und die Mitte seiner Botschaft von der erbarmenden, auf alle Menschen bedingungslos zugehenden Liebe Gottes ist, daß sich diese Liebe gerade an *seiner* Sendung erweist.

Die Konzentration auf den historischen Zugang zum Christusbekenntnis hatte darüber hinaus die gar nicht hoch genug einzuschätzende Bedeutung, daß man den Gedanken der *Menschlichkeit* Jesu in seiner ganzen Tragweite erst wieder begriff. Die Vermutung dürfte nicht von der Hand zu weisen sein, daß die Botschaft von der Einheit von Gott und Mensch in Jesus Christus deshalb so unerschwinglich geworden ist, weil man sie sich allzulange monophysitisch vorstellte, weil man bloß daran dachte, die „Gottheit“ Jesu festzuhalten, und seine „Menschheit“ darüber schier vergaß, und weil man so auch die Verbindung zu unserer Menschlichkeit nicht mehr ziehen konnte.

Nicht ohne Einfluß auf dieses folgenreiche Mißverständnis ist sicher die *Zwei-Naturen-Lehre* des Konzils von Chalkedon gewesen. Obwohl sie gerade gegen die monophysitische Reduzierung auf die Gottheit die bleibende Menschheit Jesu bekräftigen wollte, führte sie zu Konsequenzen, die dieser Absicht zuwiderliefen. Dadurch daß

die Frage nach dem Verhältnis des Göttlichen und Menschlichen in Jesus nicht mehr beantwortet wurde mit der Darstellung der Verbindung dieses *besonderen* menschlichen Lebens mit dem Gott Israels, sondern mit der *allgemeinen* Aussage einer Einheit von Gottheit und Menschheit überhaupt, wurde der Zugang zum konkreten menschlichen Jesus verstellt und insofern monophysitischen Fehldeutungen im durchschnittlichen Glaubensbewußtsein indirekt Vorschub geleistet.

Bei kritischen Anmerkungen dieser Art bleiben die großen theologischen Entwürfe unserer Zeit aber nicht stehen. In der Rückbesinnung auf den Menschen Jesus finden sie die Möglichkeit, die Wahrheit der Inkarnation, der Einheit von Gott und Mensch in Jesus, neu auszusagen. Mit der markanten Formel von *Wolfhart Pannenberg*: „Als dieser Mensch war Jesus Gott.“ Auf diesem Weg gelingt es, das einmalig Besondere und das Allgemeinmenschliche der Person Jesu zusammenzusehen: die durch nichts zu begrenzende Offenheit der menschlichen Person ist in Jesus mit dem „Wort Gottes“, dem „Logos“, und so mit Gott selbst gefüllt, „so daß die menschliche Personalität zu ihrer schlechterdings einmaligen und unableitbaren Erfüllung kommt“ (*Walter Kasper*). „Die Menschwerdung Gottes ist der einmalig höchste Fall des Wesensvollzugs der menschlichen Wirklichkeit, der darin besteht, daß der Mensch ist, indem er sich weggibt in das absolute Geheimnis hinein, das wir Gott nennen ... Hier ist die Frage, die wir sind, auch in geschichtlicher Greifbarkeit beantwortet mit Gott selber“ (*Karl Rahner*). Die vielleicht behutsamste, aber darum nicht weniger eindringliche inkarnatorische Formel hat *Edward Schillebeeckx* geprägt: „Vielleicht ist Jesus von Gott her die Offenbarung dessen, was ‚Menschsein‘ eigentlich sagen will, und wird gerade *darin* offenbart, was ‚Gottsein‘ bedeutet.“

Welcher Mensch?

Wenn in dieser Weise durch das Bekenntnis der Inkarnation die Wirklichkeit Gottes und des Menschen aneinander gebunden sind, dann sind Gottesverständnis und Menschenbild nicht länger trennbar, die biblische Überzeugung von der Gottebenbildlichkeit des Menschen hat ihr Maß an der Gestalt Jesu gefunden. Vom Menschen reden heißt dann – nach dem berühmten Diktum von *Rudolf Bultmann* – von Gott reden, und von Gott reden heißt vom Menschen reden. Allerdings kann damit nicht gesagt sein, daß göttliche und menschliche Wirklichkeit dasselbe wären, gesagt ist vielmehr, daß sie in der Gestalt Jesu in einmaliger Weise eins – aber „unvermischt und ungetrennt“ – sind, und daß darin entschieden ist, wer Gott ist, und was die Bestimmung des Menschen ist.

Wenn das verkündbar und lebbar sein soll, dann muß es sich in seinen *Konsequenzen* bewähren können. Das bedeutet nicht, daß man durch die Darstellung eines „christlichen Menschenbildes“ den Beweis dafür antreten könnte, daß Gott Mensch geworden ist. Es bedeutet

ebensowenig, daß man die „Konsequenzen“ von ihrem Ursprung schlechterdings ablösen könnte, in der Meinung, was mit dem Glauben an die Menschwerdung als Vorstellung von Menschsein und menschlichem Leben in die Welt gekommen ist, würde sich auch halten, wenn alle seine Wurzeln abgeschnitten sind. Es bedeutet aber, daß sich aufzeigen lassen muß, daß das, was Offenbarung über Gott und den Menschen in einem zu sein beansprucht, die *Menschlichkeit des Menschen* prägt und *wie* es sie prägt. Wenn nicht sichtbar gemacht werden könnte, was darin Spezifisches über den Menschen gesagt ist, wenn man uneingeschränkt akzeptieren müßte, daß der Mensch immer schon alles über sich selber wußte und weiß, dann wäre das Bekenntnis des Glaubens ein bloßer Anspruch, der erfahrbarer Wirklichkeit nicht standhält.

Das A und O eines solchen Menschenbildes ist, daß es *geschichtlich* ist, und das in mehrfacher Hinsicht. Dadurch, daß in der Menschwerdung Gottes das Ziel und die Bestimmung des Menschen an einem Punkt der Geschichte erschienen ist, wird die *Menschwerdung* des Menschen selbst zu einem geschichtlichen Vorgang. Die „Natur“ des Menschen ist dann noch nicht immer schon gegeben, sondern sie wird erst durch dieses Ereignis definiert – und zwar auf Zukunft hin. Im Gabengebet der Liturgie am Heiligen Abend heißt es: „mit der Menschwerdung deines Sohnes hat unsere Rettung *begonnen*“. Der Weg des Menschen ist mit dem Geschehen, das wir an Weihnachten feiern, also nicht *abgeschlossen*, sondern *eröffnet* auf ein neues Ziel hin. Ein weiterer Gesichtspunkt dieser Geschichtlichkeit ist, daß in Analogie zur Einmaligkeit des Ereignisses der Inkarnation zum Wesen des Menschen gehört, daß jeder als er selber *einmalig* ist: weil die Geschichte nicht ein anonymer Prozeß ist, sondern in einer Person ihre Mitte und ihr Ziel hat. Damit ist dann freilich auch der Anspruch verbunden, daß der Mensch in dem Maße zu sich selber findet, als er Maß nimmt an diesem geschichtlichen Ursprung in „befreiender“ und „gefährlicher“ *Erinnerung* an die Gestalt Jesu.

Dabei geht es nicht um Nachahmung, sondern um Nachfolge, nicht darum, den Weg Jesu gehen zu wollen, sondern den eigenen Weg in seinen Spuren, es geht um die Orientierung an der ganz konkreten Geschichte Jesu. Wenn man nach der Mitte dieser Geschichte sucht, kommt man wieder auf die Verbindung mit dem Vater und die Sendung zum Heil der Menschen. Wenn man über ein „inkarnatorisches“ Menschenverständnis abstrahierend reden will, dann heißt das dementsprechend, daß auch in seiner Mitte *Personalität* und *Dasein für andere* stehen. Personalität, das meint einerseits die Unvertretbarkeit und Unvertauschbarkeit jedes einzelnen Menschen, es meint aber andererseits, daß der Mensch sich nicht „selbst verwirklicht“, wenn er bei sich selber bleibt, sondern wenn er sich öffnet für den anderen. Wir denken vielleicht gar nicht mehr daran, daß diese Vorstellung vom Menschen christologisch begründet ist, in der Einheit und bleibenden Unterschiedenheit von göttlicher und menschlicher Person. Es könnte uns wieder einfallen, wenn wir merken,

daß Personsein und Dasein für andere gar nicht so plausibel sind, wie man manchmal meint. Auf der Suche nach einer Begründung könnte der Ursprung wieder zum Vorschein kommen.

Schließlich folgt aus dem Bekenntnis der Menschwerdung Gottes ein ganz bestimmtes *Freiheitsverständnis*. Es ist die Idee der *geschenkten* Freiheit, einer Freiheit, über die der Mensch nicht als sein Eigentum *verfügt*, sondern die er *empfängt* und die er in dem Maß empfängt, in dem er sich öffnet, in dem Maß, in dem er entdeckt, daß die Offenheit, die er selber ist, durch nichts von dem, was er erreicht, abschließend gefüllt werden kann. Vielleicht kann in einer Zeit des Zweifels an der Freiheit (und gleichzeitig des verzweifelten Willens zu ihr) und der Einsicht in die vielfältigen Fixierungen, Begrenztheiten und Determiniertheiten des Menschen die in der Inkarnation Wirklichkeit gewordene Wahrheit wieder verstanden werden, daß Gott nicht die Konkurrenz der menschlichen Freiheit ist, sondern „befreiende Freiheit“. „Das Höchste, das überhaupt für ein Wesen getan werden kann, ist, es frei zu machen. Eben dazu gehört Allmacht, um das tun zu können. Nur die Allmacht kann sich selber zurücknehmen, während sie hingibt, und dieses Verhältnis ist gerade die Unabhängigkeit des Empfängers“ (Kierkegaard).

Inkarnierte Kirche

Solches zu verkündigen ist schwer genug, es zu leben noch schwerer. Zu beidem ist die Kirche als die Gemeinschaft der Glaubenden gerufen. Hat sie es darin nicht zugleich leicht und schwer, daß sie seit den Zeiten des Anfangs sich als „Leib Christi“ versteht, daß sie gewissermaßen die „Fortsetzung“ der Inkarnation ist, unabhängig von ihrem Zutun, sondern aus der Verheißung des Ursprungs?

Die Geschichte hat gezeigt, daß das nicht nur eine Verheißung ist, sondern daß es auch eine gefährliche *Versuchung* sein kann. Wenn die Analogie zur Menschwerdung überstrapaziert wird, wird alles falsch. Die Kirche will dann so göttlich sein, daß sie unversehens entweder nicht mehr menschlich (also allem Menschlichen fremd) oder nur noch menschlich (im Sinn von „allzumenschlich“) ist. So etwas wie ein ekklesiologischer Monophysitismus übersah, daß die Kirche immer in der Spannung zwischen dem „Schon jetzt“ ihrer faktisch-konkreten Existenz und dem „Noch nicht“ ihrer Bestimmung lebt. Die Kirche „ist“ nicht nur Leib Christi, sie „wird“ es auch erst.

Wenn sich die Kirche auf die Menschwerdung als Urbild ihrer Existenz beruft, kann sie einem zweifachen Mißverständnis unterliegen: der *Überanpassung* oder dem *Überanspruch*. Im *ersten* Fall würde man aus der Inkarnation den Anspruch herleiten, die Kirche müsse sich soweit adaptieren, daß sie als solche nicht mehr wahrnehmbar ist, sie müsse sich in alle menschlichen Situationen so hineinbegeben, daß sie darin „aufgeht“. Ein Beispiel dafür wäre das Verschwinden der Kirche in „Volk und Staat“, für das es Belege in der europäischen Geschichte gibt, ein anderes – freilich nur mit aller Vorsicht anzuwendendes – die Ten-

denz zur Überfremdung junger Kirchen durch ihre kulturell-religiöse Umwelt und Vorgeschichte (vgl. HK, März 1978, 107f.). Im zweiten Fall würde mit Inkarnation eine Praxis begründet, in der die Kirche – in der Angst, ihre geistliche Erhabenheit, die Integrität ihrer Lehre und die Geschlossenheit ihrer Gemeinschaft zu gefährden bzw. zu „verunsichern“ – sich möglichst herauszuhalten sucht und menschliche Situationen mehr beurteilt als teilt. Zwischen diesen beiden Mißverständnissen ist der Weg der Kirche zu finden.

Man muß – über verbale Beteuerungen hinaus – wirklich damit rechnen, daß die Kirche *ganz* menschlich ist („in allem uns gleich“ – unter Einschluß der Sünde). Man wird also sehr genau aufpassen müssen, wenn etwas der „göttlichen Stiftung“ und dem „göttlichen Auftrag“ der Kirche zugerechnet wird, ob das zu Recht geschieht, oder ob damit nur gesellschaftliche, historische und kulturelle Bedingungen theologisch überhöht werden; man kann sich sonst die realistische Einschätzung solcher Gegebenheiten verbauen und erst recht die Einsicht in ihre Reformierbarkeit, die vielleicht gerade im Sinn des „göttlichen Auftrags“ ist. Zum anderen kommt man nicht darum herum, daß die Kirche dem Menschen etwas mitzuteilen und vorzuleben hat, das über das, was er ohnehin schon längst

weiß und tut, hinausgeht, das ihn fordert, das ihn über sich hinausführt und das ihn gerade dadurch menschlicher macht. Es ist die Überzeugung, daß die „Menschenfreundlichkeit Gottes“ – von der in der Lesung am ersten Weihnachtstag die Rede ist (Tit 3,4) – die Menschlichkeit des Menschen ermöglicht und trägt.

Damit sagt die Kirche dem Menschen zwar etwas „Neues“, aber nichts Fremdes, sondern gleichsam sein „Eigenstes“. Auf die Erscheinungsform und Praxis der Kirche angewendet, heißt das: die Kirche ist weder bloß das Schmieröl, das alle gesellschaftlichen und sonstigen Maschinerien reibungslos am Laufen hält, oder die Größe, die alle Rechnungen glatt aufgehen läßt, noch ist sie ein erratischer Block, der als Fremdkörper in die menschliche Wirklichkeit hineinragt. Sie darf sich weder völlig funktionalisieren lassen, noch darf sie es dahin kommen lassen, daß sie funktionslos erscheint. Alles, was sie tut – in ihrer Verkündigung, in der Ausübung ihrer Ämter, in ihrer politischen und gesellschaftlichen Praxis, in ihrem Umgang mit Kultur und Wissenschaft, in ihrem Zugehen auf alle Menschen –, hat die „Funktion“, hat den Sinn, vernehmbar und anschaulich werden zu lassen, daß die Wirklichkeit Gottes und die Wirklichkeit des Menschen zusammengehören, wie es das Weihnachtsgeheimnis sagt.

Hans Georg Koch

Vorgänge

Katholisch-Lutherischer Konsens über die Eucharistie

Der offizielle Dialog zwischen Vertretern des Lutherischen Weltbundes und der römisch-katholischen Kirche hat erneut ein wichtiges Ergebnis erbracht. Im September wurde ein gemeinsam erarbeitetes und von der zuständigen Kommission einstimmig verabschiedetes Dokument über die Eucharistie mit dem Titel „*Das Herrenmahl*“ der Öffentlichkeit übergeben. Gleichzeitig wurde es in deutscher Sprache als Gemeinschaftsproduktion der katholischen Bonifacius-Druckerei (Paderborn) und des evangelischen Verlags Otto Lembeck (Frankfurt) publiziert. Diese offizielle Publikation enthält neben dem eigentlichen Konsensdokument die wichtigsten liturgischen Texte beider Kirchen zur Feier der Eu-

charistie sowie Exkurse des lutherischen Theologen Prof. *Harding Meyer* und des katholischen Theologen *Vinzenz Pfnür*, in denen dargelegt wird, inwieweit die in der Vergangenheit trennenden Kontroversfragen durch theologisch-historische Forschungen und kirchliche Entwicklungen lösbar geworden sind.

Gemeinsames Zeugnis

Das Dokument ist Ergebnis sechsjähriger Arbeit der Kommission. Es schließt an den im Jahre 1972 erschienenen Bericht „Das Evangelium und die Kirche“, den sog. Malta-Bericht, an (vgl. HK, November 1971, 536 ff.), in

dem die vom Lutherischen Weltbund und vom vatikanischen Einheitssekretariat eingesetzte lutherisch-katholische Studienkommission eine neue theologische Basis für die Beziehungen zwischen beiden Konfessionen grundgelegt hat. Der vorliegende Text soll jetzt in beiden Kirchen zur Diskussion gestellt werden. Die Vorsitzenden der Kommission, der Bischof von Kopenhagen, *Hans L. Martensen*, und der lutherische Theologe *George A. Lindbeck* (New Haven/USA), äußerten die Ansicht, es sei in wichtigen Punkten zu Übereinstimmungen gekommen. Das gebe die Zuversicht, „daß auch die noch offenen Fragen einvernehmlich gelöst werden“. Es sei „ein weithin gemeinsames Zeugnis möglich geworden“.

Unter dem Stichwort „Gemeinsames Zeugnis“ steht der erste Teil des Do-